

Die psychoanalytische Bewegung in der französischen Nachkriegsgesellschaft (1945-1953). Allianzen und Brüche

1946 veröffentlicht Angelo Hesnard, einer jener, die sich an vorderster Front für die Einführung der Psychoanalyse in Frankreich stark gemacht haben, ein kleines Buch unter dem Titel *Freud dans la société d'après-guerre*.¹ In der Einleitung erinnert er daran, dass Professor Sigmund Freud bei Kriegsausbruch in London gestorben ist, »wohin er vor verächtlichen Verfolgungsaktionen geflohen war, durch die das rassistische Etikett des Juden, also der angeblich jüdische Charakter seiner Werke, auch auf seine herausragende Persönlichkeit übertragen worden war«.² Und danach heißt es: »Wir haben eine Epoche durchlebt, deren erschütternde Dramatik bei vielen Menschen das Verständnis für die menschliche Existenz vertieft hat. Wie nach jedem Aufbäumen der Menschheit träumen wir von einer besseren, gerechteren, menschlichen Welt, in der nicht nur die Bedrohungen von gestern abgeschafft werden, sondern auch die vergangenen Irrtümer als Lehren für die Zukunft dienen sollen(...). Welche Rolle wird die Psychoanalyse in der Gesellschaft von morgen einnehmen?«³

Ich möchte mir die von Hesnard aufgeworfenen Frage zu eigen und zum Ausgangspunkt so wie Thema dieses Artikels machen. Ferner gehe ich von den von Hesnard erwähnten Geschehnissen und von den sich daraus ergebenden Folgerungen aus: Freud ist tot – wird aber sein Werk überleben, und wenn ja, wie? Welchen Ort hat es im Wiederaufbau der Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg eingenommen? Mein Beitrag betrachtet die Psychoanalyse in Frankreich für den Zeitraum von der Befreiung von der deutschen Besatzung bis zum Jahre 1953, als sich die französische psychoanalytische Bewegung zum ersten Mal spaltete. Dieser »Traum von einer besseren Welt«, von einer nicht mehr entzweiten, sondern befriedeten Welt, auf den Hesnard anspielte, fand einen Nachhall in den sich damals entfaltenden Humanwissenschaften, stieß aber auch auf politische und institutionelle Widerstände. Dem Geist der *libération* folgte der Kalte Krieg, der die Welt in zwei Lager spaltete und den Horizont verengte. Die Philosophie und die Humanwissenschaften sind in Frankreich immer von politischen Fragen beherrscht worden. Doch dieser Umstand war nie so deutlich zu spüren wie in jener Epoche, die zwischen Hoffnungen und Zweifeln, zwischen Ressentiments und schöpferischem Aufbruch schwankte.

Bevor ich mich dem Untersuchungsgegenstand zuwende, möchte ich meine Position als Historikerin darlegen. Ich betrachte die Psychoanalyse als Mitglied einer Familie, der ich nahe stehe und gleichzeitig doch gewissermaßen fremd bin, nämlich als Psychologin. In einem unlängst erschienenen Buch⁴ habe ich das nachzuzeichnen versucht, was ich als »unmögliche Begegnung« zwischen Psychologie und Psychoanalyse in Frankreich bezeichnet habe. Der Buchtitel benennt eine historische Konstellation und ist zugleich Ausdruck einer Sehnsucht nach etwas, das hätte sein können, sich aber nie verwirklicht hat. Ich habe mich hier zu einer erneuten, weiterführenden Analyse dieser Periode entschlossen, weil das, was für die Psychologie, die Psychoanalyse und die Psychiatrie auf dem Spiel stand (und noch steht), an den sich überschneidenden Lebenswegen Jacques Lacans und Daniel Lagaches aufgezeigt werden kann. Anhand dieser geschichtlichen Episoden und unter Einhaltung der Symmetrieregeln versuche ich darzulegen, wie sich das Kräfteverhältnis innerhalb der psychoanalytischen Bewegung gestaltet hat und wie sich die wissenschaftlichen und ideologischen Kontroversen entfaltet haben, deren Folgen für die Psychoanalyse in Frankreich nach wie vor spürbar sind. Dieses mehrsinnige, an Potentialen reiche, von Dialogen geprägte, aber auch von Schismen und Streit gekennzeichnete Abenteuer möchte ich nun skizzieren.

Französische Leidenschaften

Am Ende des Zweiten Weltkriegs tut sich in Frankreich eine völlig veränderte politische Landschaft auf. General de Gaulle, ab November 1944 Regierungschef, verfolgt drei Ziele: (1) die Wiederherstellung republikanischer Verhältnisse, (2) den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Neuaufbau und (3) die Rückkehr Frankreichs in die Staatengemeinschaft. Man musste den Geist, ja sogar den Mythos der Résistance aufrecht erhalten, der in der Zeit der Befreiung die Kräfte bündelte und den divergierenden Bestrebungen noch Einheit verlieh. Bei den Wahlen zur Abgeordnetenversammlung im Oktober 1945 trugen drei politische Bewegungen den Sieg davon: Die kommunistische Partei wurde zur »stärksten politischen Kraft Frankreichs« mit mehr als 25 Prozent der Stimmen; die Sozialisten der SFIO (*Section Française de l'Internationale Ouvrière*) konnten ihr Vorkriegsergebnis bestätigen; der MPR (*Mouvement Républicain Populaire*), der vorwiegend aus der christlichen Linken bestand und die christliche Religion mit der Demokratie versöhnen wollte, erzielte ein überraschend gutes Ergebnis – dank des Charismas de Gaulles, aber auch aufgrund der Strategie, mit der französischen Bourgeoisie einen Wall gegen die marxistischen Tendenzen aufzubauen.

Frankreich wird also von einer Dreiparteienkoalition regiert; de Gaulle ernennt kommunistische Minister, ein Ereignis von erheblicher politischer Tragweite. Ab 1941 hat die Kommunistische Partei die Strategie des Klassenkampfes zugunsten der »republikanischen Volksfront« aufgegeben, die allen gesellschaftlichen Schichten

offen steht. Das erlaubt es der KP, nicht nur zur »Partei der getöteten Widerstandskämpfer«, sondern auch zu einer der drei stärksten politischen Kräfte und somit zur »Zukunftspartei« zu werden. Die schwache Koalition – sie hält nur drei Jahre – bewirkt trotz alledem einen grundlegenden Wandel der politischen Institutionen, der sozioökonomischen Strukturen und der Arbeitswelt. Die Einführung des Frauenstimmrechts und der Sozialsicherungserlass von 1945 sind zwei typische Beispiele für diesen Wandel, vor dem sich auch die Milieus der Intellektuellen nicht verschließen. Der Marxismus als allein seligmachende Geschichtsphilosophie, die der Menschheitsentwicklung einen Sinn verleiht, wirft seinen Schatten auf das gesamte intellektuelle Leben der Zeit. Die *république des lettres* (André Gide, Paul Valéry) hat sich zu einer *république des philosophes* gewandelt, in der Jean-Paul Sartre als emblematische Figur auftritt. 1943 hat er *L'être et le néant* veröffentlicht – einen ontologisch-phänomenologischen Versuch, der sich als ein Hymnus auf die Freiheit und auf das menschliche Bewusstsein entpuppt. Doch dieses Buch ist zum Zeitpunkt seiner Veröffentlichung kaum bemerkt worden. Der berühmte Vortrag vom 29. Oktober 1945 über das Thema *Der Existentialismus ist ein Humanismus* verrät, welchen Anklang der Vorreiter des existentialistischen Denkens findet. Eine ganze Generation erkennt sich in diesem Denkgebäude wieder, das den Menschen in den Mittelpunkt des moralischen Universums stellt und ihm »die Wege der Freiheit«⁵ vorzeichnet. Sartre wird allerdings einerseits von den Kommunisten scharf angegriffen, die ihm vorhalten, eine bürgerliche, kontemplative Philosophie zu vertreten, und andererseits von den Katholiken, die in seiner Philosophie eine Apologie des Bösen, des Sittenverfalls und der Zerrüttung erblicken. Welche Stellung kann die Psychoanalyse im Frankreich der unmittelbaren Nachkriegszeit zwischen diesen beiden dominierenden Strömungen, dem Marxismus und dem Existentialismus, einnehmen?

Sartre, der französische Philosoph mit phänomenologischem Einschlag und in der Tradition des Cartesianismus stehend, verwirft damals die Psychoanalyse in Bausch und Bogen, weil er den Begriff des Unbewussten nicht übernehmen kann. Im letzten Teil von *L'être et le néant* entwirft er eine existentielle Psychoanalyse, deren Grundsätze den Prinzipien der Freudschen Psychoanalyse widersprechen. Dem Unbewussten, den Komplexen, dem Primat der Libido, der psychischen Kausalität, der Anbindung des Subjekts an Trieb und Vergangenheit setzt Sartre den Lebensentwurf, die Freiheit der Existenz, die Selbsttransparenz, die Unaufrichtigkeit und die unveräußerliche Freiheit des Individuums entgegen. Maurice Merleau-Ponty veröffentlicht 1942 *La structure du comportement*, eine Schrift, deren Einfluss auf Psychologie und Psychiatrie erheblich sein wird. In Anknüpfung an die Arbeiten von Gestalttheoretikern (Kurt Goldstein, Wolfgang Köhler) untersucht er die Beziehungen zwischen dem Bewusstsein, der Vorstellung und der menschlichen Handlung. Wie Georges Politzer in der *Critique des fondements de la psychologie* von 1928⁶ vertritt Merleau-Ponty die Meinung, dass Freuds Entdeckungen in der Tat nicht auf ein System von Kausalitätsbeziehungen angewiesen seien. Er deutet diese

Entdeckungen kritisch um und äußert Zweifel an der Bedeutung des Begriffs des Unbewussten.

Jene Autoren, die sich auf den Marxismus berufen, nehmen kaum eine andere Position ein als Politzer. Dieser räumte ein, dass die Psychoanalyse eine der Quellen der konkreten Psychologie – der Psychologie des menschlichen Dramas, des in Geschichten verstrickten Subjekts – sein könne, warf ihr aber die mythologischen Spekulationen, den Idealismus und die »psychologistische« Auffassung der Geschichte und der zwischen Gesellschaft und Individuum bestehenden Beziehungen vor. Einige heutige Bestrebungen der psychoanalytischen Bewegung in Frankreich geben übrigens Angriffen dieser Art nachträglich noch recht. Dennoch ist unbestreitbar, dass die Psychoanalyse trotz solcher Widerstände (um den psychoanalytischen Erklärungsansatz an dieser Stelle ins Spiel zu bringen) auch auf andere Teile der Gesellschaft als auf die Intellektuellen faszinierend wirkt.

Betrachten wir nun, wie sich all das innerhalb der französischen psychoanalytischen Bewegung widerspiegelt, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wieder auflebt.

Eine geteilte und verletzte Gruppe

Freud hat oft beklagt, dass die Psychoanalyse in Frankreich sowohl auf der ideellen Ebene (beispielsweise auf jener der Übersetzung seiner Schriften) wie auch auf der institutionellen Ebene spät und langsam an Boden gewonnen habe. In der Tat wurden die *Société Psychanalytique de Paris* (SPP) und deren Zeitschrift, die *Revue Française de Psychanalyse*, erst Mitte der 1920er Jahre gegründet. 1934 wurde, dank der finanziellen Unterstützung der Prinzessin Marie von Griechenland, geborene Marie Bonaparte,⁷ das *Institut de Psychanalyse* in Paris gestiftet. Es handelte sich um ein privates Institut, da weder die philosophisch-historische noch die medizinische Fakultät die Psychoanalyse in ihre Curricula einzubeziehen bereit waren. So verblieben diese Initiativen mehr oder weniger im Bereich des Privaten; auch fungierte das Institut bis zum Kriegsende eher als ein Ort für gesellige Vortragsveranstaltungen denn als Einrichtung zur Ausbildung zukünftiger Psychoanalytiker. Die zwölf Gründungsmitglieder der SPP im Jahre 1926 waren alles Ärzte (mit Ausnahme von Marie Bonaparte, die ab 1925 von Freud selbst behandelt wurde, und Eugénie Sokolnicka, einer Polin, die von Freud, Jung und danach von Ferenczi analysiert wurde). Sie bilden die Pioniere der ersten Generation aus, insbesondere René Laforgue und Édouard Pichon. Bei Kriegsausbruch zählte die Gesellschaft etwa vierzig Mitglieder – ein eher bescheidener Zuwachs.

Die Schwierigkeiten, mit denen die Psychoanalyse bei ihrer Etablierung in Frankreich zu tun bekam, sind bereits hinlänglich beschrieben worden.⁸ Es sei nur daran erinnert, dass die SPP in zwei Lager gespalten war. Das eine Lager mit Hesnard, Pichon, Codet und Borel wollte die Psychoanalyse *à la française*, in Über-

einstimmung mit dem *esprit* der Romanen, weiterentwickeln, während die Psychoanalyse für das orthodoxe Lager ganz auf der Linie Freuds eine grenz- und kulturüberschreitende bleiben sollte. Diesem orthodoxen Lager stand Marie Bonaparte vor, die derart auf den richtigen Glauben achtete, dass ihre Kollegen sie mit einem Quäntchen Eifersucht und doch mit einem Gran Zuneigung als Madame »Freudhat-mir-gesagt« bezeichneten. Unter ihren Mitstreitern findet man auch ihren späteren Gegner René Laforgue,⁹ dem sie das, was er in der Rolle des Wortführers der französischen Bewegung verkündete, regelrecht soufflierte. Ferner waren unter den Mitgliedern einige Ausländer, welche die Sache Freuds in Frankreich vertraten: Rudolph Löwenstein aus Berlin, Heinz Hartmann, René Spitz und die Schweizer Charles Odier und Raymond de Saussure. Diese erste Differenz verdeckt eine zweite Differenz zwischen denen, welche die Psychoanalyse als eine ausschließlich medizinisch-psychiatrische Disziplin auffassten, und denen, die wie Freud davon ausgingen, dass zukünftige Analytiker vor allem »geborene Psychologen« sein müssten, die man unter Neurologen und Psychiatern ebenso finden könne wie unter Philosophen, Literaturwissenschaftlern oder Pädagogen. Hatte Anna Freud nicht zuerst den Beruf einer Lehrerin ergriffen? Für Freud musste ein Analytiker nur eine Bedingung erfüllen: die einer abgeschlossenen Lehranalyse.¹⁰

Die Kluft zwischen den Richtungen war tief. In den Kontroversen zwischen der SPP und einer Gruppe junger Psychiater – der Gruppe *L'Évolution psychiatrique* –, die ihr Berufsbild durch Rückgriffe auf die Psychoanalyse erneuern wollten, wurde manches davon spürbar. Die Kriegsjahre 1940 bis 1945 führten zu einem abrupten Stillstand der Auseinandersetzungen innerhalb der erlahmenden Bewegung. Im besetzten Frankreich war die Ausübung der Psychoanalyse zwar nicht formell verboten, aber die »jüdische Wissenschaft« hatte keine gute Presse. Freuds Bücher standen auf der »Liste Otto«¹¹ und wurden aus diesem Grunde eingestampft. Die Psychoanalyse wurde sozusagen in den Untergrund gezwungen.

Damals lässt die Haltung der Prinzessin Bonaparte an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig: Sie schiebt jedem Rettungsversuch, der einem Entgegenkommen gegenüber dem Besatzer gleichkäme, einen Riegel vor. Mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Paris stellt die SPP jegliche Tätigkeit ein. Die Archive werden in Sicherheit gebracht. Die Zeitschrift *Revue Française de Psychanalyse* erscheint nicht mehr. Marie Bonaparte und einige Mitglieder der SPP gehen ins Exil (Charles Odier kehrt in die Schweiz zurück, während Löwenstein, Hartmann, Spitz und de Saussure der Psychoanalytischen Vereinigung in New York beitreten). Anders ergeht es dem unglücklichen Widersacher der Prinzessin, René Laforgue. John Leuba spielt in einem Brief vom 31. Dezember 1944 an Ernest Jones auf die wirren Tätigkeiten Laforgues an, durch die er sich letztlich kompromittiert habe und zu einer Gefahr geworden sei.¹² Was ist damit gemeint? Die Anklagepunkte sind nicht ausdrücklich formuliert. Doch Leuba fährt in seinem Bericht fort, dass die Sitzungen nicht wieder begonnen hätten. Der eine Grund sei der, dass »wir nur ganz wenige sind. Der andere Grund ist der folgende: einige unter uns wollen inständig eine Säu-

berung durchführen, bevor wir unsere Tätigkeit in der Vereinigung wieder aufnehmen. Wir zählen unter den Mitgliedern zwei oder drei, die die Psychoanalyse in gefährlichen Misskredit gebracht haben.« Das Klima in der SPP ist fast unerträglich; dessen ist sich auch Marie Bonaparte im fernen südafrikanischen Exil bewusst: »Ich freue mich kaum auf die Rückkehr in dieses Wespennest«, schreibt sie im Januar 1945 an Löwenstein.¹³ Sie sieht Rivalitäten und gegenseitige Anwürfe voraus, ohne genau zu wissen, was sich in der Zwischenzeit ereignet hat. Im Grunde möchte sie genau das tun, was Jones am Ende des Ersten Weltkriegs getan hat: die Gesellschaft auflösen und, nach dem reinigenden Gewitter, eine neue Vereinigung gründen.

Auf Veranlassung Leubas wird René Laforgue im März 1946 vor ein *tribunal d'épuration* (Entnazifizierungsgericht) gestellt. Mangels Beweisen werden die Akten des Verfahrens jedoch geschlossen. An Löwenstein schreibt Marie Bonaparte: »Man hat nichts Genaues gegen ihn ausfindig gemacht; auch ist, außer Leuba als Sachverständiger für *L'Évolution psychiatrique*, kein Zeuge erschienen. Unter diesen Bedingungen kann man in unserer Gruppe nichts gegen ihn unternehmen. Das ist auch Anna Freuds Meinung, der ich den Vorfall erläutern habe. (...) Alle diese Gruppengeschichten ekeln mich an, ich eile zur Arbeit nach Saint-Tropez und will keinen dieser Kollegen mehr sehen.«¹⁴

Die Kontroverse, welche die Geschichte dieser »erfolglosen Kollaboration« zwischen René Laforgue und den Nazis unter heutigen Historikern erregt hat, ist ein Beleg für die noch immer bestehenden Ungewissheiten über die Bedeutung, die diesem dunklen Fleck in der Geschichte der französischen Psychoanalyse zuzuschreiben ist. Heute weiß man, dass Laforgue von sich aus seine Dienste für die Gründung eines arisierten Instituts für Psychotherapie nach dem Vorbild der Berliner Einrichtung angeboten hat. Obwohl die Besatzer nicht abgeneigt waren, trauten sie Laforgue nicht und der Plan wurde nicht ausgeführt. Aber diese Episode hinterließ tiefe, schmerzhaft und dauerhafte Spuren innerhalb der Gruppe.

Zum Zeitpunkt der Befreiung ergibt sich folgendes Gruppenbild. Auf der einen Seite befindet sich der »Klan der von Laforgue Analysierten«, die ihrem Lehrmeister mehr oder weniger die Treue halten. Zu dieser Gruppierung zählen Françoise Dolto, André Berge, Juliette Favez-Boutonier, Georges Mauco und andere. Nach ihrer Auffassung betritt man den Bereich der Psychoanalyse durch das »Tor der Kinder«, d. h. auf dem Weg der Anwendung der Psychoanalyse auf die Erziehung. Der Krieg hat Tausende von Kindern in eine schwierige Lage versetzt, die man nicht ohne weiteres als Neurotiker einstufen konnte. Diese Konstellation läutet in einigen Ländern das Zeitalter der pädagogischen Psychoanalyse ein. Die genannte Gruppe knüpft an die Arbeiten Anna Freuds, Dorothy Burlinghams und Susan Isaacs' über Kinder als Kriegsoffer an, aber auch an die Beiträge des Schweizer Charles Baudouin. Dolto, Berge, Favez-Boutonier und Mauco vereinen sich zudem in der von Maryse Choisy begründeten *Psyché*-Gruppe.

Dann gibt es die »Gruppe der von Löwenstein Analysierten«, zu der John Leuba, Pierre Mâle, vor allem aber drei Personen zählen, die später in dieser Geschichte

eine wichtige Rolle spielen sollten: Sacha Nacht, Daniel Lagache und Jacques Lacan. Im Gegensatz zu den Mitgliedern der ersten Gruppierung sind sie zwar an Therapie nicht uninteressiert, doch ihr Hauptinteresse gilt der Theoriebildung. Laforgue bringen sie wenig Vertrauen entgegen; sie weigern sich auch, gesellschaftliche Ereignisse durch unmittelbare Anwendung der psychoanalytischen Begrifflichkeit zu erklären. Ferner steht ihr Sinn nicht nach einer Psychoanalyse *à la française*. Sie gehen sehr offensiv vor und stecken ihre Ambitionen hoch. Die Frage, die sie beschäftigt, lautet: Wer wird das Haupt der französischen psychoanalytischen Bewegung? Sacha Nacht, der den Rückhalt der medizinischen Fakultät genießt, Daniel Lagache, den die philosophisch-historische Fakultät (einschließlich der Fachrichtung Psychologie) unterstützt, oder der wortgewaltige Jacques Lacan, der sich durch seine theoretischen Beiträge hervortut? Sie neigen etwas vorschnell dazu, die Präsenz Marie Bonapartes zu vergessen, die inzwischen etwas älter und weniger reich ist als in der Vorkriegszeit, aber nach wie vor kämpferisch und als entschlossene Hüterin des Freudschen Erbes auftritt und von Anna Freud sowie der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung unterstützt wird.

Und schließlich gibt es die Gruppe der jungen, während des Kriegs zur Psychoanalyse gekommenen Psychiater und Psychologen. Sie bilden die dritte Psychoanalytiker-Generation. Auch treten einige unter ihnen (Serge Lebovici, Salem Shentoub, René Diatkine, um nur sie zu nennen) als Folge ihres Engagements während des Kriegs der Kommunistischen Partei bei.

Der Aufschwung der Humanwissenschaften

Während sich der Wiederaufbau der französischen Psychoanalyse als hürdenreich erweist, befindet sich die Psychologie mitten in einer Phase rascher Expansion. Als Hauptfigur tritt Daniel Lagache (1903-1972) auf. Als Philosoph ausgebildet wird er nach Abschluss eines medizinischen Zweitstudiums in den 1930er Jahren zum Psychoanalytiker. 1946 verteidigt er seine *thèse* über *La jalousie amoureuse*¹⁵ und wird im Anschluss daran zum Professor für Allgemeine Psychologie an der Sorbonne ernannt. Er wirkt an der Einführung der *licence* im Fach Psychologie mit und trägt zur Bestimmung des Berufsbilds des »Klinischen Psychologen« unter Heranziehung der Phänomenologie, der Psychoanalyse und der Sozialpsychologie Kurt Lewins bei. Seine *thèse*, die gleichsam als Repräsentantin seines ganzen Werkes angesehen werden kann, ist der Versuch einer methodisch durchgeführten Synthese von Phänomenologie und Psychoanalyse auf dem Boden der Psychologie – einer Psychologie, die das Wesen, will sagen: den Sinn, die Struktur und die Tragweite der Eifersucht bestimmen möchte. Im Vorwort zu dieser Schrift heißt es: »Die Beziehungen des Gelebten und seine psychoanalytischen Deutungen aufzuhellen, das ist die Aufgabe, der ich mich seit zehn Jahren in meiner Arbeit vornehmlich gestellt habe.« Seit dem Ende der 1930er Jahre beunruhigen ihn die sich verschärfenden

Konflikte zwischen Phänomenologen und Psychoanalytikern. Er sieht sich als Erbe beider Denkschulen und verweigert ein ausschließliches Bekenntnis zu der einen oder der anderen. Gegenstand des Konflikts ist vor allem der Begriff des Ichs. Nach Lagache bauschen die Phänomenologen die Rolle des Ichs auf, wogegen die Psychoanalytiker sie minimieren. Der Konflikt betrifft aber auch den Primat der Erfahrung, der nach Lagache sowohl eine beschreibende, in der Gegenwart verortete Psychologie erfordert als auch eine psychoanalytische, auf der Lebensgeschichte beruhende Deutung, die eine rückwärts gewandte Perspektive voraussetzt. Und schließlich kreist der Konflikt selbstverständlich um das Wesen des Unbewussten. Gegen das Unbewusste äußern sich vorwiegend die phänomenologisch orientierten Psychiater (allen voran Eugène Minkowski), die von existentialistischen Philosophen, etwa von Sartre und in einem geringeren Maße von Merleau-Ponty, Rückenstärkung erhalten.

In einem Kommentar zu Sartres *L'Imaginaire* lobt Lagache dieses »Monument der beschreibenden Psychologie«, stellt aber auch die Frage, ob der Autor eine Theorie des imaginierenden Bewusstseins ohne Hilfe der Psychoanalyse hätte erarbeiten können.¹⁶ Lagache behauptet, dass sich der phänomenologische Ansatz Sartres und der tiefenpsychologische Ansatz Freuds ergänzen und dass die Psychoanalyse zu ihrem Vorteil um die Verstehens-Dimension im Sinne Jaspers' ergänzt werden könne. Hervorzuheben ist, dass vorerst nur Lagache, Charles Odier und Lacan versuchen, die Kluft zwischen diesen Denkschulen zu überbrücken. Lacan wird eine derartige synthetische Position nicht durchgehend beibehalten, während Lagache davon nicht abweichen wird.

Die Betonung der Synthese ist auch in Lagaches Antrittsvorlesung an der Sorbonne zu bemerken. Diese trägt den Titel *L'unité de la psychologie*¹⁷ und erweist sich als der Versuch eines echten Friedensschlusses, als ein ökumenisches Manifest, das zwischen der naturwissenschaftlichen und der humanistischen (klinisch-therapeutischen) Richtung in der Psychologie vermittelt.¹⁸ Es wird also ein wissenschaftliches Ideal verkündet, aber auch ein taktischer Schachzug vollzogen, der den in Amt und Würden stehenden wissenschaftlichen Psychologen, Henri Piéron und Henri Wallon (Pierre Janet ist 1947 gestorben), die Ernennung eines Psychoanalytikers auf den berühmten Lehrstuhl für Psychologie an der Sorbonne annehmbar machen soll. Dieser Text wird für die Studierenden im Fachbereich Psychologie beinahe zu einem Katechismus. Die unzweifelhaften didaktischen Qualitäten dieser Schrift können aber aus heutiger Sicht das Scheitern der stets befürworteten, aber nie erreichten Einheitsbildung in der Psychologie nicht verleugnen. Dennoch begibt sich Lagache zwischen 1946 und 1953 auf einen wahren Kreuzzug für die Anerkennung der Klinischen Psychologie auf theoretischer wie auf berufspolitischer Ebene. Belegt wird das durch einen vor der Gruppe *L'Évolution psychiatrique* gehaltenen Vortrag aus dem Jahr 1947. Darin definiert Lagache das Objekt, das Ziel und die Methoden dieser neuen »psychologischen Disziplin, die auf der gründlichen Analyse von Einzelfällen aufbaut.«¹⁹ Gegenstand dieses Ansatzes ist nicht der kranke,

sondern der in Konflikten mit sich selbst und mit der sozialen Umgebung verstrickte Mensch; der Anwendungsbereich ist breit: vom »normalen« Menschen zum Kind und zur Kleingruppe. Nach Lagache handelt es sich um eine »Disziplin der Zukunft« mit zweifacher Zielsetzung. Einerseits soll sie als angewandtes Fach »beraten, heilen, erziehen oder umerziehen«²⁰, als allgemeinpsychologisches Fach soll sie andererseits die »Erarbeitung einer allgemeinen Theorie menschlichen Verhaltens« möglich machen. Somit nimmt die Psychotherapie eine Stelle ein, von der aus sie die anderen Humanwissenschaften in sich aufnehmen kann. Der Psychoanalyse fällt dabei eine entscheidende Rolle zu, weil es sich bei ihr um »eine Art von klinischem Ansatz jenseits der Psychotherapie«²¹ handelt. Ein derartiges Glaubensbekenntnis beunruhigt die Psychiater, Psychologen und Psychoanalytiker, denn ein jeder kann darin einen hegemonialen Anspruch erkennen. Dennoch demonstriert dieses Bekenntnis Lagaches Bemühen, die neue Praxis für den Menschen auf ein wissenschaftliches Fundament zu stellen.

Der andere Bereich ansehnlicher Expansion in der Nachkriegszeit ist derjenige der Psychiatrie, speziell der Kinderneuropsychiatrie. Zwei Personen sind der Motor dieser Expansion: Henry Ey für die allgemeine Psychiatrie und Georges Heuyer für die Kinderneuropsychiatrie. In der Geschichte der französischen Psychiatrie wird 1945 als das magische Jahr, als der Zeitpunkt des Neubeginns wahrgenommen. Es ging darum, den Bruch zur unmittelbaren Vorgeschichte zu vollziehen, die durch das Dogma der Konstitutionslehre und durch Verwicklungen in die Ereignisse des Krieges charakterisiert war. Hervorzuheben sind beispielsweise der elende Zustand der Irrenhäuser und die erschreckend hohe Sterblichkeit psychiatrischer Patienten während der Besatzung. So gilt es, die Wiederanknüpfung an eine fernere Vergangenheit, an die Zeit der humanistisch gesinnten Psychiater nach Esquirol zu vollziehen. Die nationalen Psychiatrie-Tage im März 1945 bilden den Anlass zur Beglaubigung dieses Erneuerungswillens.

In diesem Zusammenhang berufen sich die während des Krieges ausgebildeten Psychoanalytiker auf die humanistisch erneuerte Psychiatrie, auf die Phänomenologie Merleau-Pontys, die genetische Psychologie Wallons und die Gruppenpsychologie (Moreno, Rogers), um sich gegen den herrschenden Trend der Konstitutionslehre abzusetzen. Am Kind als Forschungsgegenstand entzündet sich der Streit um die Bedeutung der Affektivität, der sozialen Beziehung und der auf den ganzen Menschen zielenden Therapie. In diesem Streit geraten die Vertreter der Organogenese, die der Psychogenese und die der Soziogenese der Geisteskrankheiten aufeinander.

Das Treffen von Bonneval zum Thema der Psychogenese von
Neurosen und Psychosen (1946)

Von 28. bis 30. September 1946 treffen sich etwa dreißig Psychiater im Hospital von Bonneval. Aufgrund einer Initiative von Henry Ey²² wird über die psychische Kausalität von Geisteskrankheiten debattiert.²³ Das Kolloquium ist kennzeichnend für das geistige Klima der Zeit: Der Dialog über die Ursachen und das Wesen der Geisteskrankheiten wird hart, ja gegensätzlich von jungen Psychiatern, die die Avantgarde ihrer Disziplin vertreten, geführt. Alle sind Mitglieder der Gruppe *L'Évolution psychiatrique*. Wenngleich ihre theoretischen und ideologischen Ansichten divergieren, setzen sie sich dennoch für die gleiche Sache ein. Aus der Klinik soll ein Ort der Heilung gemacht werden, und der Geisteskranke wird als Mensch anerkannt, der sich vorübergehend von seinem Mitmenschen entfernt hat, der aber so schnell wie möglich in die Gesellschaft zurückkehren soll. Mit dem Rätsel der Verrücktheit konfrontiert, vertreten sie ihre Überzeugungen in einer Kontroverse, aus der niemand als Verlierer oder Sieger hervorgeht. Henry Ey, der Gastgeber, eröffnet die Debatte mit der Darlegung seiner von Hughlings Jackson beeinflussten Konzeption der Organo-Dynamik. Danach baut sich der Organismus durch hierarchisch geordnete Organe auf, wobei jeder Teil die notwendige, aber nicht die zureichende Bedingung für das Funktionieren der Teile auf der nächsthöheren Ebene bildet. Diese Strukturhierarchie erklärt auch die schrittweise Evolution der psychischen Funktionen. Die psychische Tätigkeit wurzelt im organischen Leben, transzendiert es aber durch Integration und erreicht auf der Spitze der »Funktionspyramide« die Stufe des normalen, freien und geistigen Lebens. Diese Auffassung ist letztlich, obwohl sie sich einer anderen Begrifflichkeit bedient, derjenigen Pierre Janet's ziemlich ähnlich, der ja auch eine hierarchische Konzeption der Neigungen und Verhaltensformen vertreten hat. Ey wird im Rahmen seines Ansatzes zu der These geführt, dass es keine Psychogenese der psychischen Störungen gibt. Da, wie er postuliert, die Psychogenese die normale psychische Tätigkeit bedingt, wurzelt jede Geisteskrankheit stets in einer Organogenese. »Die Geisteskrankheiten sind beleidigende Störungen, so dass sie nicht von einer freien geistigen Tätigkeit, d. h. ausschließlich psychogenetisch bedingt sein können.«²⁴ Daraus folgt nach Ey, dass die Psychotherapie nur dann erfolgreich ist, wenn sie sich auf die noch normalen psychischen Tätigkeitsformen bezieht, die trotz der Krankheit unversehrt geblieben sind. Der Anwendungsbereich der Psychotherapie ist demnach begrenzt.

Keiner der nach Ey sich meldenden Vortragenden vertritt diesen Standpunkt. Die drei Berichte spiegeln die damals aktuellen Denkrichtungen wider: die Phänomenologie, die Psychoanalyse und den Dialektischen Materialismus.

Jacques Lacan geht offensiv und scharfzüngig vor. Sein Beitrag zum Thema der psychischen Kausalität ist offen phänomenologisch inspiriert und entpuppt sich als ein Text, in dem sich sein überaus origineller Denkansatz manifestiert, der sich seit der *thèse* von 1932 über die Paranoia und seinen Vortrag über das Spiegelstadium

auf dem Kongress von Marienbad (1936) erheblich weiter entwickelt hat. Während des Krieges hat er so gut wie nichts geschrieben. Nun stellt er seinen Kollegen den Kern seiner Gedanken vor. Zunächst hebt er die Bedeutsamkeit der Sprache hervor: »Die Verwendung der Sprache bedarf in den Humanwissenschaften viel größerer Beobachtung als irgendwo sonst, denn mit ihr steht das Objekt der Untersuchung selbst auf dem Spiel.«²⁵ Und weiter: »Das Problem der Verrücktheit läßt sich vom Problem der Bedeutung für das Sein im allgemeinen, d. h. der Sprache für den Menschen, nicht loslösen.«²⁶ Geisteskrankheiten gibt es also nur dann, wenn das Wesentliche des Menschen in Frage steht. Die Grundstruktur der Verrücktheit ist der menschlichen Natur selbst eingeschrieben, der »ursprünglichen Nichtübereinstimmung zwischen dem Ich [moi] und dem Sein, das vom Menschen eine Entscheidung zum Menschsein verlangt.« Denn »der Mensch ist viel mehr als sein Körper, obwohl er nichts anderes von seinem Sein wissen kann.«²⁷ Eine solche Entscheidung vermag ein Mensch nur durch die Identifizierung mit einem spezifischen Vorbild zu treffen. Von einer Identifizierung zur nächsten übergehend, wird das Kleinkind im Menschen nach und nach zum Menschen, der seine Identität entdeckt und deshalb auf jeder Entwicklungsstufe auf die Illusion verzichten muss, die sich als sein Sein ausgab, um seiner selbst bewusst zu werden unter dem Gesetz eines anderen Vorbilds (Vater-Imago). Die ganze Psychoanalyse ist nichts anderes als die Offenlegung der Verstrickungen einer derartigen Geschichte. Die geglückten Identifizierungen bilden die Bedingung für den Eintritt in die Menschheit; die gescheiterten Identifizierungen dagegen sind die Erklärung für die Entfremdung durch Geisteskrankheit. Diese Annahme versetzt Lacan in die Lage, gegen Ey die Ausschließlichkeit der Psychogenese in der Entstehung der Geisteskrankheiten zu behaupten. Letztere untersteht dem Evolutionsgesetz der menschlichen Psyche; die Geisteskrankheit selbst ist eine Lebens- und zugleich auch eine Sterbform, und nicht der schamvolle Abhub aus irgendeiner organischen Krankheit.

Der zweite Beitrag von Julien Rouart fällt im Gegensatz dazu nuancierter, ja sogar ziemlich eklektisch aus. Der Autor meint, dass die drei Kausalitäten (die biologische, die psychische und die soziale) jeweils in unterschiedlichem Maße beteiligt sind, womit die Vorstellung einer ausschließlich geltenden Psychogenese zu verwerfen sei – eine Vorstellung, die nicht einmal Freud vertreten habe.

Der dritte Beitrag stammt aus der Feder zweier marxistischer Psychiater. Sven Follin und Lucien Bonaffé vertreten, wie vor ihnen schon Politzer, einen Ansatz, der »vom konkreten, in einer gegebenen Sozialstruktur befindlichen Menschen« ausgeht. Dieser Mensch unterscheidet sich von dem in der Psychologie untersuchten durch krankheitsbedingte geistige Entfremdung. Worin besteht nun der Unterschied zwischen der durch einen bestimmten gesellschaftlichen Zustand verursachten Entfremdung im Sinne des Marxismus und der Entfremdung im psychiatrischen Sinne? »Der psychisch Entfremdete ist ein Individuum, das isoliert von seiner gesellschaftlichen Umwelt dahinlebt«²⁸, behaupten die beiden Autoren. Ist es nun aber die Verrücktheit, die ein Individuum von der Gesellschaft isoliert, oder ist es die Gesell-

schaft, die ein Individuum durch Isolation in den Wahnsinn treibt? Hinsichtlich dieser Frage befeißigen sich die Autoren einer gewissen Vorsicht. Aber gegen Ey vertreten sie ebenso vehement wie Lacan die notwendige Berücksichtigung der Psychogenese.

Ey beschließt die Debatte, ohne auch nur einen Millimeter von seiner Linie abzuweichen. Wenn Lacan vom Postulat ausgehe, dass die Verrücktheit der menschlichen Natur innewohnt, sind deshalb denn auch alle Menschen verrückt? Ist »die Psychogenese eine Theorie der Identität von Vernunft und Wahnsinn«, dann verliert die Psychiatrie jede Existenzberechtigung: Sie geht in Staub auf und ist zerstört. Was Follin und Bonaffé betrifft: Wenn diese den Psychopathen als ein von der Gesellschaft entfremdetes Individuum bestimmen, würden sie die Gefahr der Gleichsetzung von Verbrechern und Verrückten, von Nonkonformisten und Wahnsinnigen heraufbeschwören. Psychogenese und Soziogenese liefen auf die »Verneinung der Psychiatrie durch endlose Erweiterung ihres Objekts« oder auf die Psychiatriisierung der ganzen Gesellschaft hinaus. Der verrückte Mensch sei zuallererst krank, nicht unangepasst oder entfremdet. Nicht psychische und soziale Faktoren würden den Wahnsinn determinieren, sondern ausschließlich organische.²⁹

Die Fruchtbarkeit und die Dichte dieser Debatte zwischen Kollegen, die einander auch als Freunde nahe stehen, doch vor allem deren nach wie vor bestehende Aktualität sind der Grund dafür, dass ich der Darstellung dieses Ereignisses beträchtlich Raum gegeben habe. Ich wollte auch jenseits der Differenzen und Denkstile die Ähnlichkeit zwischen der Sichtweise Lacans und derjenigen der marxistischen Psychiater Follin und Bonaffé hervorkehren. Der Kalte Krieg, in den die westliche Welt gestürzt werden sollte, hat übrigens bald aus Freunden Gegner gemacht.

Doch kehren wir zur französischen psychoanalytischen Vereinigung zurück. Man findet in ihrer Zeitschrift kaum Hinweise darauf, was sich dort abspielt. Eine gründliche Lektüre der Artikel und der Vergleich mit Beiträgen in anderen Psychoanalytikern offen stehenden Organen, *L'Évolution psychiatrique* und *Psyché*, liefern trotzdem einige wertvolle Hinweise.

Daniel Lagache und Jacques Lacan im Gleichschritt

Die *Revue Française de Psychanalyse* erscheint erst wieder ab 1948 im Verlag *Presses Universitaires de France*. Mit keinem Wort wird der Krieg erwähnt, kein Wort fällt über das institutionelle Problem, das der Vereinigung durch den Anschlussversuch Laforgues, des Gründers der französischen Vereinigung, erwachsen ist. Die erste Nachkriegsnummer ist in Wirklichkeit nichts anderes als die Nummer, die bei Ausbruch des Kriegs hätte erscheinen sollen. Eröffnet wird der Reigen der Beiträge durch einen Artikel von René Allendy über die »Unruhe im Klassenzimmer«. Der Verfasser ist krank und völlig isoliert während des Kriegs gestorben. Er stand unter dem Verdacht, Jude und Freimaurer zu sein, wurde also mit einem Be-

rufsverbot belegt. Sein Tod wird nicht einmal erwähnt – wogegen die erste Nachkriegsnummer von *L'Évolution psychiatrique* mit einem bewegten »Nachruf auf unsere Toten« (René Allendy, Henri Codet, Édouard Pichon, Sophie Morgenstern, Georges Parcheminey) beginnt. In der *Revue* streicht man alles durch und beginnt alles von vorn, als ob inzwischen nichts vorgefallen wäre. John Leuba ist der Vorsitzende der Vereinigung, Marie Bonaparte Stellvertretende Vorsitzende – man schuldet ihr das aufgrund ihrer Rolle bei der Rettung des Freudschen Erbes in jenen dunklen Jahren. Seltsamerweise wurde nicht einmal der Tod Freuds erwähnt.

Betrachtet man die in der Zeitschrift veröffentlichten Artikel, fällt einem Folgendes auf: Marie Bonaparte nimmt eine prominente Stellung ein. Ihre Texte belegen das starke Interesse für die Beziehungen zwischen der Biologie und der Psychoanalyse, sofern diese das Verständnis der weiblichen Sexualität betreffen. Ebenso gegenwärtig ist Daniel Lagache mit Grundsatzartikeln, in denen er die Integration der Psychoanalyse in die Psychologie befürwortet.³⁰ In dem in der Zeitschrift abgedruckten Vortrag, den er 1948 auf dem Kongress für Psychologie in Edinburgh gehalten hat, behauptet er gelassen, dass das Wort Psychoanalyse nichts Anderes bedeute als psychologische Analyse, wie verwickelt die geschichtlichen Verweisungszusammenhänge auch sein mögen. Objekt dieser Analyse seien die Beziehungen, die ein Individuum zu sich selbst und zur Welt unterhalte. Und da diese Beziehungen lediglich Verhaltensweisen seien, folge daraus, dass die Psychoanalyse ihrem Geiste nach zur Psychologie als Wissenschaft des menschlichen Verhaltens gehöre. Unter Berufung auf jüngere Arbeiten Hartmanns, Kris', Anna Freuds und auf einige nach 1921 erschienene Beiträge Sigmund Freuds, in denen besonders das Ich und dessen psychischer Apparat im Vordergrund standen, versucht Lagache, diese Integration zu begründen. In dem Aufsatz sind auch Aussagen zu finden, die bald zum Anlass für die Trennung von seinem Freund Lacan werden. Im Kern von Lagaches Denken steht allerdings nicht einfach nur das Ich, sondern die Intersubjektivität, das heißt der Aufbau einer Person auf der Grundlage ihrer Beziehungen zu anderen Menschen, der Verinnerlichung der Persönlichkeitsstruktur und der Veränderungen, die diese Struktur erfahren kann. So unternimmt er den Versuch, eine Psychologie »in der zweiten Person« zu rechtfertigen, die sowohl die Psychologie »in der ersten Person«, die Introspektionspsychologie, wie auch die »in der dritten Person«, das heißt die Experimentalpsychologie, transzendiert.

Lagache baut in jener Zeit ein breites Netzwerk auf. Einige junge Sozialpsychologen, die zu seinen ehemaligen Studierenden zählen, arbeiten für die *Revue Française de Psychanalyse*. So veröffentlicht beispielsweise Anna-Marie Spenlé einen Aufsatz über die Psychologie der Frauen (es handelt sich um einen Bericht über die Arbeiten Helene Deutschs zu diesem Thema), André Amar einen Beitrag über die Sozioanalyse, die Psychoanalyse und das Geld, Salem Shentoub einen Text über die psychosozialologische Analyse des Antisemitismus; Georges Durandin trägt eine Untersuchung über die Psychologie der Kriegsgefangenen bei, und Serge Moscovici stellt die ersten Ergebnisse einer Untersuchung über das Bild der Psychoana-

lyse in der Öffentlichkeit vor.³¹ Zugleich nimmt die Psychoanalyse eine maßgebliche Stelle in der universitären Lehre ein, deren Organisator Lagache ist. Ein Blick in das *Bulletin de Psychologie* macht dies deutlich. So betreibt Lagache die Öffnung der Disziplingrenzen und zwingt Psychologen, Psychiater und Psychoanalytiker zu einer fächerübergreifenden Auseinandersetzung, die sogar die Soziologie und die Sozialpsychologie nicht ausspart. Ohne Konfusionen zu erliegen, kann man also nach Ansicht Lagaches von der Spezifität der einzelnen Fächer zur fächerverbindenden Interdependenz übergehen und auf diese Weise den Blick vom Psychischen aufs Gesellschaftliche, vom Psychoanalytischen auf das Soziologische, vom klinischen zum experimentellen Bereich lenken. Von diesem für ihn unverzichtbaren methodologischen Grundsatz macht er zu keinem Zeitpunkt den geringsten Abstrich, um »psychopolitische« Schief lagen (will heißen: die unreflektierte Anwendung psychoanalytischer Begriffe auf die Deutung des gesellschaftlichen Lebens) gar nicht erst entstehen zu lassen, wie sie bei René Laforgue zu finden waren und wie man ihnen erneut in der von Maryse Choisy geleiteten Zeitschrift *Psyché* begegnen kann.³² Lacan scheint in diesem Punkt noch ganz auf der Linie Lagaches zu liegen, wie aus der Diskussion im Anschluss an Salem Shentoubs Vortrag *Remarques méthodologiques sur l'analyse psycho-sociale* von 1948 vor der SPP hervorgeht.³³

Dieser Vortrag wird in einem außergewöhnlichen Zusammenhang gehalten – kurz vor der Verurteilung der Psychoanalyse durch die Kommunistische Partei Frankreichs, an der Salem Shentoub zwar wissentlich, aber widerwillig beteiligt ist. Er versucht den Beweis dafür zu erbringen, dass die Psychoanalyse gut beraten wäre, die Soziologie zu berücksichtigen (etwa in der Erfassung des Antisemitismus als einer gesellschaftlichen Tatsache), wenn sie die Erfahrung des Antisemitismus als psychische Tatsache untersucht. Aus eminent strategischen Gründen geht er einer theoretischen Erörterung und einer Bewertung irgendeines Lehrsatzes aus dem Wege und beschränkt sich ganz auf die methodischen Voraussetzungen – wodurch er sich als gelehriger Anhänger Lagaches erweist. Er stellt die Behauptung auf, dass einer psychoanalytischen Tatsache erst im Rahmen der Psychoanalyse Geltung verliehen werden könne; entsprechend sei eine soziologische Tatsache auch nur im Rahmen der Soziologie anerkennenswert. Deshalb sei es wichtig, sich mit den Vorgehensweisen der einen wie der anderen Disziplin vertraut zu machen, wenn man eine Zusammenarbeit ins Auge fasse. In der Diskussion wird Shentoub von Lacan sekundiert: Die Psychoanalyse biete der Soziologie Werkzeuge an, mit deren Hilfe diese Disziplin den Begriff des Subjekts auf der Ebene individueller Erfahrung aus den Angeln heben könne. In seinem Diskussionsbeitrag lässt sich Lacan die Gelegenheit zu einer Abrechnung mit der psychoanalytischen Soziologie nicht entgehen, ohne den Namen Laforgues auch nur zu erwähnen. Zugleich kritisiert er die Ich-Psychologie Hartmanns und Kris' sowie die neue kulturalistische Psychoanalyse Karen Horney (zwei ihrer Bücher sind soeben in französischer Übersetzung erschienen)³⁴ – für ihn wie für die meisten seiner Kollegen in Paris hat sich Horney längst von der Psychoanalyse dadurch verabschiedet, dass sie die entscheidende

Rolle der prägenden infantilen Konflikte und der Sexualität nicht mehr akzeptiert. Das belegt auch sein Vortrag vor der SPP über die Beziehungen zwischen Psychoanalyse und Kriminologie. Nachdem Lacan gezeigt hat, wie die Psychoanalyse ein Verbrechen als gesellschaftliche Tatsache zu erhellen vermag, schreitet er zu einer Generalkritik. Die wiederholten Versuche, aus der psychoanalytischen Theorie Begriffe wie den der modalen Persönlichkeit, des Nationalcharakters und des kollektiven Überichs zu entwickeln, seien schlichtweg gescheitert.

Man kann, so Lacan, zwar verstehen, warum eine psychoanalytische Theorie, die das Dasein des Menschen bestenfalls in Umrissen erfasst, eine gewisse Anziehungskraft ausübt, dennoch seien derlei Extrapolationen unstatthaft. Eigentlich genüge es nämlich, die Theorie auf die Erfahrung zu beziehen. Und die Erfahrung auf die Theorie, müsste man ergänzen – auf dem Umweg über Freud, den Lacan zu schätzen beginnt. Obgleich die Psychoanalytiker (Lagache und Lacan vorneweg) sich durch das ihnen von soziologischer und anthropologischer Seite entgegengebrachte Interesse (Roger Bastide veröffentlicht gerade ein Buch über das Verhältnis von Soziologie und Psychoanalyse³⁵) und die aus diesen Disziplinen gemachten Angebote zur Zusammenarbeit geschmeichelt fühlen, beharren sie auf der Nicht-Identität zwischen individuellen und kollektiven Prozessen. Ferner meinen sie, dass man sozialen Gruppen, Völkern oder gesellschaftlichen Klassen weder Komplexe noch unbewusste Traumata zuschreiben dürfe, die für Kollektivneurosen, gesellschaftliche Konflikte oder Kriege verantwortlich wären – wie dies Laforgue und seine Epigonen in der Zeitschrift *Psyché* tun.

Was Laforgue angeht, so ist sein Schweigen bemerkenswert. Zwischen 1948 und 1953 erscheint kein Artikel aus seiner Feder in der *Revue Française de Psychanalyse*. Offensichtlich haben seine Kollegen von der SPP einen Bannfluch gegen ihn ausgesprochen, obwohl es erwiesen ist, dass er an Veranstaltungen der Vereinigung gelegentlich noch teilnimmt.

So müssen wir feststellen, dass sich die SPP zu der Zeit, als sie von inneren, zur ersten Spaltung führenden Konflikten erschüttert und von außen durch die KP Frankreichs angegriffen wird, davon nichts anmerken lässt und den Anschein einer geschlossenen Front für die Sache Freuds, für die Reinheit der Lehre und für eine gewisse Öffnung hin zu anderen Fächern gibt. Heute wissen wir, dass dieser schöne Schein aus taktischen Gründen aufrechterhalten wurde. Es mag aber auch sein, dass es sich um den Versuch handelte, die Einheit der Vereinigung jenseits der Niederungen des ›Menschlichen, allzu Menschlichen‹ und der Gerüchte zu bewahren.

Die Verdammung der Psychoanalyse als »bürgerliche und reaktionäre Ideologie«

In der beschriebenen Szene wurde gezeigt, wie sich 1946 Psychiater und Psychoanalytiker in Bonneval aus marxistischer und nicht-marxistischer Sicht begegneten. Ab 1948 verändert sich die Stimmung, und eine Epoche beginnt, in der Freunde zu

Gegnern werden. Kaum sind die Wunden der Kollaboration vernarbt, entstehen neue Wunden. Der Kalte Krieg, der sich auch auf die Psychoanalyse auswirkt, beginnt Ende 1947, nach dem Bruch zwischen den USA und der UdSSR. Im September 1947 legt ein Bericht Shdanovs die von den Kommunisten international einzuhaltende Linie fest. Es geht um den anti-imperialistischen Kampf an allen Fronten. Für die KP in Frankreich heißt das, dass es zu keiner möglichen Allianz mit bürgerlichen Parteien mehr kommen darf. Als Folge davon bricht die Koalition der unversehrt aus dem Krieg hervorgegangenen Parteien (PCF, SFIO und MRP) auseinander. Der Hauptfeind ist Amerika, Hort der reaktionären und antidemokratischen Kräfte. Im Gegensatz dazu verkörpere die UdSSR unter der Führung Stalins das Reich der vom Marxismus erleuchteten progressiven Massen.

Die KP Frankreichs schwenkt auf diese Linie ein und kritisiert den Marshall-Plan, der unter dem Deckmantel der ökonomischen Hilfeleistung die Unterjochung Europas und die Vorbereitung eines Angriffskrieges gegen die UdSSR vorantreibt. Ferner praktiziert die KP einen antiamerikanischen Kulturkampf, der in einem großen Durcheinander Coca Cola, Pin-up-Girls, Hollywood, Walt Disney, aber auch die Psychoanalyse, Morenos Psychodrama und die Persönlichkeitstests attackiert. Im Juni 1949 erscheint in der Zeitschrift *La Nouvelle Critique*, die mit der von Sartre geführten, erfolgreichen Zeitschrift *Les Temps Modernes* und der von Emmanuel Mounier redigierten Zeitschrift *Esprit* um die Gunst des Publikums kämpft, ein Artikel unter dem Titel *Autocritique, la psychanalyse, idéologie réactionnaire*.³⁶ Als Verfasser zeichnen kommunistische Psychoanalytiker: Lucien Bonaffé, Sven Follin, Evelyne und Jean Kestemberg, Serge Lebovici, Louis Le Guillant, Émile Monnerot und Salem Shentoub. Der Höhepunkt der Anfang 1947 losgetretenen, intensiven Propaganda gegen die Psychoanalyse in den Presseorganen der KPF (*La Pensée*, *Les Lettres Françaises*, *Action*, *L'Humanité*) ist erreicht. Im Rückblick ist es klar – einigen Zeitgenossen fällt es aber auch schon auf –, dass die Verfasser dieser »Selbstkritik« entweder zum Austritt aus der kommunistischen Bewegung oder zur Unterwerfung unter die Parteidisziplin gezwungen wurden. Die Alternative ist einfach: entweder Engagement für den Kommunismus oder für die Psychoanalyse. Einer der Autoren, Serge Lebovici, ist davon so angewidert, dass er nach der Mitunterzeichnung der »Selbstkritik« aus der KP austritt. Warum wird es aber gerade zu dem Zeitpunkt innerhalb der KP für erforderlich gehalten, die Psychoanalyse als »höchsten Ausdruck der kapitalistischen Ideologie«, als »Ideologie der Polizeischnüffelei und der Spionage« zu denunzieren, die dazu berufen sei, das Unbehagen der Mittelschichten und die gesellschaftlichen Probleme zu psychologisieren, und die nachweisen wolle, dass man zuerst den Menschen verändern müsse, wenn man die Welt verändern wolle?

Wir haben bereits den seit der Befreiung sich bemerkbar machenden Einfluss des Marxismus und der Psychoanalyse auf die Humanwissenschaften und besonders auf die Psychiatrie erwähnt. 1948 widmete *L'Évolution psychiatrique* ein ganzes Sonderheft dem Thema »Marxismus und Psychiatrie«. In einem Beitrag Bo-

naffés konnte man von der Bedeutsamkeit der Psychoanalyse als einer »Technik zur Heilung der krankhaften Persönlichkeit, der Selbsterkenntnis und der therapeutischen Ausbildung« überzeugt werden. Damals schien die Psychoanalyse unverzichtbar, obgleich sich die kommunistischen Psychiater gewünscht hätten, dass sie die Geschichte und die sozialen Bedingungen mehr berücksichtigen würde. Warum wurde sie 1949 zum absoluten Bösen stilisiert? Gewiss ist der politische Kontext nicht bedeutungslos, und dazu gehört der Kalte Krieg, der Triumph des Stalinsismus und des Lyssenkismus sowie die unverbrüchliche Treue der KPF zur UdSSR. Doch diese Faktoren sind für eine Erklärung der Schärfe, mit der der Angriff auf die Psychoanalyse geführt wird, nicht zureichend. Aufgrund ihres »Vordringens in den Sozialkörper« würden die Freud'sche Lehre und ihre Weiterentwicklungen (besonders in den USA) die kommunistische Identität sowie die Einheit und das Selbstverständnis der marxistischen Bewegung bedrohen. Von diesem Zeitpunkt an ist die Konkurrenz zwischen dem »progressiven« Marxismus und der »reaktionären« Psychoanalyse aus dem Feld des ideologischen Kampfes nicht mehr wegzudenken. Diese bis zum Ende der 1950er Jahre unverändert bestehende Konkurrenz wird erst durch einen gewissen ideologischen »Frühling« aufgeweicht werden; dann wagen es auch gewisse Marxisten, ein Bekenntnis zur Psychoanalyse abzulegen.

Wie reagieren die unmittelbar durch den Angriff Betroffenen? Die Durchsicht der *Revue Française de Psychanalyse* fördert nicht die geringste Erkenntnis zutage. 1950 hält Lebovici vor der SPP einen Vortrag über den Wert der Psychoanalyse. Der Text wird nicht veröffentlicht. Dagegen findet sich ein dumpfer Nachhall der Diskussion, die nach dem Vortrag stattfand.³⁷ Sacha Nacht, der Lehranalytiker Lebovici's, stellt seinen früheren Schüler mit Formulierungen zur Rede, die sich wie Ohrfeigen ausnehmen. Wenn Doktor Lebovici den Nachweis habe führen wollen, dass die Psychoanalyse für gesellschaftliche und ökonomische Tatsachen blind sei und eine Lehre voller Leerstellen vertrete, dann habe er damit den Nachweis geführt, dass er von der Psychoanalyse keine Ahnung habe. Zur Rechtfertigung verweist Nacht auf seine Bücher über die Pathologie des Liebeslebens von 1937 und über die psychoanalytische Therapie von 1947, in denen er die Relevanz der ökonomischen und gesellschaftlichen Probleme für die Kur betont habe. Ferner ruft er Freuds *Unbehagen in der Kultur* in Erinnerung. Geht es also nach Nacht, so bietet Lebovici nicht nur nichts Neues an, sondern ist auch unfähig, die Integration der ökonomischen und gesellschaftlichen Tatsachen in die Therapie nachzuweisen. Dieser knappe Auszug aus der Diskussion ist hochbedeutsam, denn er bricht mit dem ansonsten ruhigen und höflichen Tonfall der Zeitschrift, so dass daraus auf die Schärfe der innerhalb der SPP geführten Auseinandersetzung mit den Unterzeichnern der Selbstkritik geschlossen werden kann. Aber es haben nicht alle das gleiche Schicksal zu erdulden, da der bereits erwähnte Beitrag Shentoubs über die psychosoziale Analyse ohne Kürzung und einschließlich der Diskussion in der Zeitschrift veröffentlicht werden, ganz abgesehen davon, dass der Autor von Lagache, Lacan und Hesnard bedingungslose Unterstützung erhält.

Ein Paradox dieser Episode besteht darin, dass ein Gutteil der von den Kommunisten geäußerten Kritik in gewisser Weise mit der von Lacan und, in geringerem Ausmaß, mit der von Lagache formulierten Kritik gegen die amerikanischen Entwicklungen der Psychoanalyse übereinstimmt. Beleg dafür ist eine andere Episode, die sich während des 1950 in Paris veranstalteten Weltkongresses für Psychiatrie abspielt.

Amerika, Europa und die Psychoanalyse

Vom 18. bis 27. September 1950 tagt der erste Weltkongress für Psychiatrie in Paris. Es handelt sich um ein Ereignis von großer wissenschaftlicher Tragweite. 47 Staaten sind vertreten; zweitausend Teilnehmer sind angereist. Eine kämpferisch-selbstbewusste Disziplin stellt sich der Öffentlichkeit vor. Sie arbeitet mit neuen Werkzeugen (Schocktherapie, Lobektomie, mit pharmazeutischen Heilmitteln, aber auch mit psychotherapeutischen, beispielsweise mit psychoanalytischen Techniken); ihre Losung ist nicht mehr die der Fürsorge, sondern die der Heilung. Von nun an soll die Psychiatrie pflegen und heilen wie andere medizinische Fächer auch.

Die fünfte Sektion ist der Psychotherapie und der Psychoanalyse vorbehalten. Franz Alexander, amerikanischer Psychoanalytiker der Chicagoer Vereinigung, ist deren Vorsitzender. In seiner Eröffnungsrede hebt er die großartige Expansion der Psychoanalyse und die Anerkennung, die sie unter Ärzten genießt, hervor. Deshalb sei die *splendid isolation*, die die Haltung der Psychoanalytiker der ersten Generation gekennzeichnet habe, überwunden; zugleich stehe die sanfte Eintracht, die zwischen den Analytikern geherrscht habe, nicht mehr auf der Tagesordnung.³⁸ Alexander verkündet den Beginn einer neuen Ära, in der neue Techniken ohne Scheuklappen überprüft und diskutiert werden können. Er verkündet also den Beginn der post-Freudschen Zeit.

Sein Redebeitrag ist die beste Veranschaulichung dieser neuen Zeit. Er schlägt die Abkürzung der Kur vor und meint, die Psychoanalyse könne Neutralität und Abstinenz hinter sich lassen. So definiert er die Übertragung neu als »emotionale Rekonditionierung« und verwirft wie Karen Horney die Idee, dass die Aggression ein fundamentaler Trieb sei.

Sofort ergreifen Lacan und Lagache, als ob sie sich abgesprochen hätten, das Wort, um gegen den theoretischen und technischen Rückschritt gegenüber den von Freud aufgestellten Leitlinien zu protestieren. Jacques Lacan sagt: »Herr Alexander gelangt nach einem durchgearbeiteten Exposé des Freudschen Denkens zu einer vollständigen Verkehrung dieses Denkens (...). Wenn man auch den Arbeiten Freuds vorhalten kann, daß sie den Zustand einer Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit widerspiegeln, fällt es einem ungleich leichter, gegen die Arbeiten Alexanders, die die Alltagspsychologie aufwerten, den Vorwurf zu erheben, sie würden lediglich eine andere Gesellschaft widerspiegeln, in der die Sexualität nur noch als Jucken in

Erscheinung tritt.«³⁹ Für Lacan droht dem Geist Freuds in den USA Unbill, insbesondere durch die *Ego-Psychology*: »So entpuppt sich das Ego als der Verwalter der mobilsten Funktionen, vermittels welcher der Mensch sich an die Realität anpaßt, als illusionäre Macht, ja sogar als lügnerischer Dämon. Denn für uns ist das Ich nichts als ein Überbau, der an der gesellschaftlichen Entfremdung beteiligt ist.«⁴⁰ Lacans marxistischer Tonfall der damaligen Zeit fällt auf.

Lagache wirft während der Diskussion die Frage auf, »ob die psychoanalytische Therapie nicht viel deutlicher als die Psychoanalyse selbst durch vorgefertigte Formulierungen bedroht wird. Die Therapie des Herrn Alexander ist viel eher strategisch als taktisch angelegt; als Arbeitswerkzeug drängt sie den Therapeuten nachgerade zum *acting out*, womöglich sogar zum Psychodrama. Die verlängerten Pausen zwischen den Sitzungen und die zeitliche Verkürzung der Therapiestunden lassen keine vertiefte Beziehung entstehen.«⁴¹ Kurzum, in Anbetracht der von Alexander vertretenen Position meint Lagache, dass die Bestimmung derselben als Psychoanalyse oder als psychoanalytisch orientierter Therapie Mühe bereitet; zugleich mahnt er, dass kürzere Therapiestunden gefährlich seien (er weiß aber damals schon, dass sein Freund Lacan verkürzte Therapiesitzungen anbietet). Übrigens bemerkt man, dass Lagache auf Abweichungen von der Lehre weniger empfindlich reagiert als auf Abweichungen von therapeutischen Technikrichtlinien.

An der Diskussion zwischen Lacan und Lagache beteiligt sich auch Laforgue. Sein Beitrag ist kurz. Seine problematische Stellung innerhalb der französischen Psychoanalyse schimmert in seinem Votum durch. Als einer, der zwar nie ausgeschlossen wurde, doch bestenfalls nur noch geduldet wird, sagt er: »Ich warne die Psychoanalytiker vor einem religiös anmutenden Sektierertum, das die verschiedenen Vereinigungen spaltet und bedauerlicherweise die einen gegen die anderen aufhetzt. Dieses Sektierertum hat zur Folge, dass einige die Psychoanalyse zum Selbstzweck betreiben und nicht als ein Mittel wahrnehmen, das der Wissenschaft und dem Kampf gegen das durch Neurosen verursachte Elend dient.«⁴² Im Grunde stimmt er also mit Alexander überein. In sechzig Prozent der Fälle könne man die Dauer der Therapiesitzungen verkürzen.

Man erkennt also, dass sich die französischen Psychoanalytiker auf dem Kongress deutlich von den neuen Tendenzen der Psychoanalyse in den USA distanzieren und eine Rückkehr zum Freudschen Modell befürworten, ohne dabei die theoretischen Fortschritte durch Melanie Klein zu unterschätzen. Lacan und Lagache stehen an vorderster Front dieses Kampfes, in dem sich eine ganze Generation von Anhängern wiedererkennt. Diese Anhänger werden anlässlich der ersten Spaltung der französischen psychoanalytischen Vereinigung ihre Gefolgschaft nicht aufkündigen.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, die institutionellen Umstände zu schildern, die zur ersten Spaltung der SPP geführt haben. Diese Spaltung hat die französische Psychoanalyse nachhaltig verändert. Alle Historiker, die den Vorgang unter verschiedenen Blickwinkeln untersucht haben, stimmen darin überein, dass die Ursachen der Spaltung nicht theoretischen, sondern macht- und ausbildungspolitischen Ursprungs waren.⁴³ In diesem Machtkampf treten drei ungefähr gleich alte, von Löwenstein analysierte Männer in führender Rolle auf: Sacha Nacht, Lagache und Lacan, sowie eine Frau, die nach wie vor die Legitimität und die Stimme des verschwundenen Vaters verkörpert, Marie Bonaparte.

Der Konflikt kreist um drei Hauptfragen: die psychoanalytische Ausbildung und die Vermittlung der Lehre, die Zugangsbedingungen für Nicht-Mediziner (besonders für Psychologen) und die Beziehungen zu den internationalen Institutionen der Psychoanalyse. Eine unerbittliche Auseinandersetzung wird ausgetragen. Auf der einen Seite agiert Nacht, der Vertreter der ärztlichen Richtung, der eine Anbindung der Psychoanalyse an die Medizinische Fakultät befürwortet. Auf der anderen Seite agiert Lagache, der die liberale, für Nicht-Mediziner offene Richtung vertritt und für die Anbindung an die Philosophisch-Historische Fakultät plädiert. Die Fäden der Auseinandersetzung werden aus der Ferne von Marie Bonaparte gezogen. Vorwand ist die spezielle, von Lacan entwickelte Therapietechnik. Der steigende Bedarf an psychoanalytisch ausgebildetem Personal wirft ab 1950 das Problem einer Institutsorganisation auf. Vor dem Zweiten Weltkrieg vollzog sich die Ausbildung gleichsam innerhalb der Familie. Man suchte sich einen etablierten Lehranalytiker – und das war's. Einen Unterschied zwischen therapeutischer und didaktischer Analyse gab es, ähnlich wie bei Freud, noch nicht. In der Nachkriegszeit haben sich die äußeren Gegebenheiten geändert. Nun häufen sich Reglementierungen und divergierende Meinungen: Es geht um die Bestimmung des Psychoanalytikerberufs und um die Zulassungsbedingungen.

Ich habe in diesem Beitrag zu zeigen versucht, dass die Wurzeln dieses Konflikts alt und dessen Folgen dauerhaft waren. Der Krieg war zwar zu Ende, doch seine Nachwirkungen sind im Mikrokosmos der französischen Psychoanalyse deutlich zu verspüren. Dennoch blieb die »jüdische Wissenschaft«, die in den Augen der Franzosen von den Amerikaner trivialisiert wurde, lebendig. Man weiß, welche Rolle sie, durch die Sprachmächtigkeit Lacans getragen, in der französischen Gesellschaft noch spielen sollte. Im Lichte des Strukturalismus und der Linguistik wird der alte Traum einer Psychoanalyse *à la française* wahr werden. Was Lagache betrifft, der für die Psychologen allzu psychoanalytisch und für die Psychoanalytiker allzu psychologisch war, so wird sein Projekt der Integration einfach vergessen oder von den Sarkasmen des großen Meisters (Lacan) und seiner Anhänger weggeredet werden. Was aber nichts daran ändert, dass sich junge Therapeuten genau auf dem von ihm vorgezeigten Weg zur klinischen Psychologie und zur Psychoanalyse aufmachen werden.

Aus dem Französischen von Alexandre Métraux

Anmerkungen

- ¹ Vgl. Angelo Hesnard, *Freud dans la société d'après-guerre*, Genf 1946.
- ² Die Mehrdeutigkeit dieser Formulierung hat bei einigen Kommentatoren den Verdacht geweckt, dass sich hinter dem erklärten Philosemitismus Hesnards ein latenter Antisemitismus verbergen könne. Eine Kontroverse über diesen Punkt hat sich zwischen Elisabeth Roudinesco und Alain de Mijolla entwickelt; vgl. hier Annick Ohayon, *L'impossible rencontre: psychologie et psychanalyse en France. 1919-1969*, Paris 1999, 244.
- ³ Hesnard, *Freud*, wie Anm. 1, 12.
- ⁴ Vgl. Ohayon, *L'impossible rencontre*, wie Anm. 2.
- ⁵ Die beiden ersten Bände von Sartres Werk *Les chemins de la liberté*, nämlich *L'âge de raison* und *Le sursis*, erscheinen im September 1945 im Pariser Verlagshaus Gallimard.
- ⁶ Vgl. Georges Politzer, *Critique des fondements de la psychologie*, Paris 1928.
- ⁷ Marie Bonaparte (1882-1962), Urgroßnichte Napoleons III., Prinzessin von Griechenland und Dänemark, trat durch Vermittlung René Laforgues mit Freud in Verbindung. Ihre Analyse bei Freud begann 1925. Unter dem Eindruck ihrer Persönlichkeit machte Freude sie bald zu seiner rechtmäßigen Vertreterin in Frankreich.
- ⁸ Vgl. Elisabeth Roudinesco, *La bataille de cent ans: histoire de la psychanalyse en France, 1885-1939*, Paris 1994; vgl. ferner Alain de Mijolla, *La psychanalyse en France*, in: Roland Jaccard, Hg., *Histoire de la psychanalyse, tome 2*, Paris 1982, 9-105.
- ⁹ René Laforgue (1894-1962), elsässischer Psychiater, verteidigte 1919 seine *thèse* über die Affektivität von Schizophrenen unter psychoanalytischem Gesichtspunkt. 1923 nimmt er Verbindung zu Freud mit dem Vorschlag auf, die psychoanalytische Bewegung in Frankreich zu organisieren und die Übersetzung der Werke in die Wege zu leiten. Freud reagiert zwar positiv, bleibt jedoch zurückhaltend, denn er befürchtet, dass sich die Franzosen auf Kompromisse, Zugeständnisse und politischen Opportunismus einlassen könnten. Vgl. hierzu André Bourguignon, *Correspondance Freud-Laforgue*, in: *Nouvelle Revue de Psychanalyse* 15 (1977), 252-314.
- ¹⁰ Vgl. Sigmund Freud, *Zur Frage der Laienanalyse*, in: ders.: *Gesammelte Werke, XI*. Unter Mitwirkung von Marie Bonaparte, Prinzessin Georg von Griechenland, herausgegeben von Anna Freud, Edward Bibring, Willi Hoffer, Ernst Kris und Otto Isakower, London 1948, 207-286.
- ¹¹ So benannt nach dem Vorsteher der Kulturbehörde der deutschen Besatzer in Frankreich, Otto Abez.
- ¹² Vgl. Alain de Mijolla, *La psychanalyse et les psychanalystes en France entre 1939 et 1945*, in: *Revue Internationale d'Histoire de la Psychanalyse* 1 (1988), 170.
- ¹³ Zit. in: Célia Bertin, *La dernière Bonaparte*, Paris 1982, 348.
- ¹⁴ Zit. in: ebd., 357.
- ¹⁵ Vgl. Daniel Lagache, *La jalousie amoureuse. Psychologie descriptive et psychanalyse*, Paris 1947.
- ¹⁶ Vgl. Daniel Lagache, *L'Imaginaire de Jean-Paul Sartre*, in: *Bulletin de la Faculté des Lettres de Strasbourg* 8 (1941), 309-325.
- ¹⁷ Vgl. Daniel Lagache, *L'unité de la psychologie*, Paris 1949.
- ¹⁸ Vgl. Jacqueline Carroy u. Annick Ohayon, *L'unité de la psychologie dans l'oeuvre de Daniel Lagache. Idéal scientifique et compromis politique*, in: *Bulletin de psychologie* 52 (1999), 191-202.
- ¹⁹ Daniel Lagache, *Psychologie clinique et méthode clinique*, in: *L'Évolution psychiatrique* 2 (1949), 155-178; hier 160.
- ²⁰ Lagache, *Psychologie clinique*, wie Anm. 19, 160.
- ²¹ Ebd., 170.
- ²² Henry Ey (1900-1977), Psychiater aus Katalonien, ist ein Gründungsmitglied der Gruppe *L'Évolution psychiatrique*. Seine gesamte Laufbahn findet in der Klinik von Bonneval statt, wo

er folgenreiche und für die Geschichte der französischen Psychiatrie wichtige Treffen organisiert. Erinnert sei speziell an das Treffen von 1960 über »Das Unbewusste«, auf dem die Richtung Lacans endgültig triumphiert.

- ²³ Die Akten dieses Treffens erscheinen 1950 im Verlagshaus Desclée de Brouwer unter dem Titel *Problème de la psychogénèse des névroses et des psychoses*.
- ²⁴ Henry Ey in: ebd., 20.
- ²⁵ Jacques Lacan in: ebd., 30.
- ²⁶ Ebd., 39.
- ²⁷ Ebd., 50.
- ²⁸ Sven Follin u. Lucien Bonaffé in: ebd., 159.
- ²⁹ Vgl. Ey in: ebd., 207.
- ³⁰ Vgl. beispielsweise Daniel Lagache, *De la psychanalyse à l'analyse de la conduite*, in: *Revue Française de Psychanalyse* 8 (1949), 97-98.
- ³¹ Vgl. Serge Moscovici, *La psychanalyse, son image et son public*, Paris 1961.
- ³² Vgl. Annick Ohayon, Maryse Choisy et Psyché. *Psychanalyse et mondanités*, in: *Topiques* 71 (2000), 87-107.
- ³³ Vgl. Salem Shentoub, *Remarques méthodologiques sur l'analyse psycho-sociale*, in: *Revue Française de Psychanalyse* 14 (1950), 433-454.
- ³⁴ Karen Horney's *The neurotic personality of our time* ist 1937 und *New ways in psychoanalysis* 1939 erschienen.
- ³⁵ Vgl. Roger Bastide, *Sociologie et psychanalyse*, Paris 1950.
- ³⁶ Vgl. Lucien Bonaffé u. a., *Autocritique, la psychanalyse, idéologie réactionnaire*, in: *La Nouvelle Critique* 7 (1949), 52-73.
- ³⁷ Vgl. *Revue Française de Psychanalyse* 15 (1951), 131-132.
- ³⁸ Vgl. den Redebeitrag Alexanders in den Akten des ersten Weltkongresses für Psychiatrie, Bd. 5, in: *Actualités scientifiques et industrielles*, 1172, Paris 1952, 23.
- ³⁹ Diskussionsbeitrag Lacans in: ebd., 105.
- ⁴⁰ Ebd., 106.
- ⁴¹ Diskussionsbeitrag Lagaches in: ebd., 113.
- ⁴² Diskussionsbeitrag Laforgues in: ebd., 108.
- ⁴³ Vgl. Elisabeth Roudinesco, *bataille*, Bd. 2, wie Anm. 8, 237-265; vgl. ferner die Sondernummer 7, *La scission de 1953*, der Zeitschrift *Ornicar* (Oktober 1976); Alain de Mijolla, *Scissions psychanalytiques*, in: *Topique* 57 (1995), 271-290; sowie Ohayon, *rencontre*, wie Anm. 2, 366-387.